



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenschau.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

von einem solchen verblästen Idealismus, der sich aus dem Quell des Lebens nicht zu erfrischen vermag, und endlich in kokette Verzerrung sich verirrt, oder in Gefühlsbläsrtheit untergeht.

U. G.

W o c h e n s c h a u.

Die Kurhessischen Verordnungen vom 4., 7. und 28. September 1850. Ein Beitrag zur rechtlichen Beurtheilung der Zeitfragen. Von Heinrich Martin, Obergerichtsrath in Kassel. Marburg 1851.

Die Gerechtigkeit scheint es zu erheischen, daß die „Grenzboten“, welche unlängst von dem Gräfe'schen Buch „über den Verfassungskampf in Kurhessen“ Bericht erstattet haben, auch von einer zur Vertheidigung der Hassenpflug'schen Ausnahmeverordnungen erschienenen Schrift Notiz nehmen, zumal da dieselbe nicht nur den Eindruck ehrlicher Ueberzeugung macht, sondern auch in würdigem Tone redet. Fügt sie auch zu den bekannten Argumenten der Hassenpflug'schen Denkschrift nicht viel Neues hinzu, so zeugt sie doch hinlänglich von des Verfassers juristisch-dialektischem Scharfsinn, der freilich nicht selten einen zu advocatischen Charakter trägt, was sich aus der frühern langjährigen Advocaten-Laufbahn des Verfassers leicht erklärt.

Zur Kennzeichnung des Geistes und Tones der Schrift diene folgende Stelle aus der Vorrede: „So gern wir anerkennen, daß unter denen, zu welchen wir uns im Gegensatz sehen, eine beträchtliche Anzahl von Männern sich findet, welche der Weg besonnener und pflichtmäßiger Prüfung zu einem für sie selbst schmerzlichen Ziele führte, und so sehr wir das Gericht mißbilligen, welches Eitliche dadurch geübt haben, daß sie den Widersprechenden ohne Weiteres eine sittliche Mitschuld an der Revolution zuschrieben, eben so gewiß ist es, daß auch unter den Letztern nur Wenige sich die unbefangene Gerechtigkeit bewahrt haben, welche den Dissens der Minderzahl als das Ergebnis gewissenhafter Sachprüfung anerkannt, und als den Ausdruck unerschütterlicher Ueberzeugung vom Rechte geachtet hätte. Es ist demnach sowol das Interesse der Wahrheit überhaupt, welche durch das öffentliche Bekenntniß widerstreitender Ueberzeugungen gefördert wird, als das Interesse der Minderheit insbesondere, durch Bezeugung ihres Standpunktes den Besonnenen unter ihren Mitbürgern gegenüber Gehör zu erlangen, welches der nachfolgenden Erörterung zur Veranlassung und Rechtfertigung dient.“

Wir hoffen, daß der geehrte Verfasser diesen bescheidenen Zweck bei seinen Lesern erreichen wird; wir wünschen aber, daß auch Herr Wilmar, der uns kürzlich im Volksfreund mit einem so trefflichen Aufsatz „über Menschenkenntniß und Seelsorge“ beschenkt hat, endlich zu der Einsicht gelange, daß giftiger Hohn nur erbittert.

Als charakteristisch theilen wir ferner folgende Stelle mit (S. 38): „Wir selbst, obwol in keinem (!) Punkte die Verfassung für verletzt oder für unrichtig angewendet haltend, sind nicht so verblendet, um zu verkennen, daß die Auslegung des §. 95 (auf welchen die Ausnahmengesetze begründet sind) wirklich zweifelhaft ist, und daß das künftige Urtheil des Staatsgerichtshofes die Auffassung der Staatsregierung als der

Verfassung widerstreitend, mithin als Verletzung derselben in diesem Sinne möglicher Weise erklären kann; wovon uns schon die Thatsache überzeugen müßte, daß eine große Zahl begabter und unbezweifelt ehrenhafter Männer zu diesem Resultate kam. Aber wir halten auch dafür, daß, wo nicht Leidenschaft den Blick getrübt hat, anerkannt werden müsse, daß verschiedene Auffassung in allen einzelnen Punkten, bei gleichem Maße der Einsicht und des redlichen Willens möglich ist, daß daher wol von Verletzung von Verfassungsbestimmungen im Sinne der unrichtigen Auslegung, in keinem Fall aber von beabsichtigtem Umsturz der Verfassung oder böswilliger Verfassungsverletzung die Rede sein kann."

Der Verfasser beschränkt (S. 26) die Ausnahms-Gesetzgebung dahin, daß sie nicht gegen „den Grundbestand der Verfassung“ gehen dürfe, erkennt aber selbst die Verordnung vom 28. September als rechtsbeständig an, welche die Cognition der Gerichte willkürlich beschränkt, trotz §. 123 der Verfassungs-Urkunde, sogar gefällte Erkenntniße aufhebt und die „renitenten“ Richter mit Kriegerecht bedroht. Folgerichtig erklärt er daher den bekannten Schritt unsrer Officiere für einen „irrigen“ und schließt mit den Worten: „Wir erkennen selbst an, daß ein unseliges Zusammentreffen von Umständen mitgewirkt hat, um die militairischen Gewissen zu beirren, und jenen freiwilligen Verzicht als einzige Rettung aus solchem Conflict erscheinen zu lassen. Aber immer wird es zum warnenden Gedächtniß in der militairischen Geschichte aufbewahrt bleiben, daß ein deutsches Officiercorps sich deshalb durch die Aussicht bedroht glaubte, seinem Kriegsherrn den Gehorsam des Soldaten weigern zu müssen, weil über die Auslegung eines Paragraphen der Verfassung eine Meinungsverschiedenheit zwischen Beiden stattfand.“ Diese Darstellung jedoch ist wenigstens für den Moment, wo das ehrenwerthe Officiercorps seine Entlassung anbieten zu müssen glaubte, nicht prägnant genug und stumpft die Spitze des Streitpunktes ungebührlich ab. Damals stand der Conflict für das Officiercorps im Wesentlichen also: Nachdem alle höhern Gerichte des Landes, denen nach §. 123 der Verfassungsurkunde die Prüfung der Verfassungsmäßigkeit der Gesetze unzweifelhaft zusteht, — nachdem auch das Oberappellationsgericht (dessen spätere veränderte Haltung gegenüber dem angeblichen Gesamtwillen der deutschen Regierungen man damals nicht voraussehen konnte), nachdem sogar das General-Auditoriat (das oberste Militairgericht) die September-Verordnungen für unvollziehbar und verfassungswidrig erklärt hatten; nachdem aber gleichwol der Minister mit Nichtachtung dieser Rechts-Autoritäten seine Verordnungen mit Militairgewalt durchführen wollte, während der §. 123 der Verfassungs-Urkunde alle Civil- und Militairbehörden anweist, „den Gerichten in der Vollziehung ihrer Verfügungen und Urtheile den gebührenden Beistand zu leisten: „sollte und durfte der Officier unter solchen Umständen die Hand dazu bieten, daß ein Kriegsgericht — und zwar ein solches, das seiner Mehrheit nach aus Gemeinen und Unterofficieren zusammengesetzt war, die man mit raffinirter Berechnung ausgelesen hatte, ja ein Kriegsgericht, dem die Verordnung vom 28. September das Urtheil bereits insoweit vorgeschrieben hatte, als sie festsetzte, daß jeder Ungehorsam gegen die September-Verordnungen an öffentlichen Dienern wie Aufruhr bestraft werden solle — die greisen Häupter des Oberappellationsgerichtes nach der Aufruhr-Verordnung vom 22. October 1830 zur Zuchthaus- oder Eisenstrafe verurtheilte?! — jene Ehrenmänner, von denen der Verfasser selbst in der Vorrede sagt,

daß sie „der Weg besonnener und pflichtmäßiger Prüfung zu einem für sie selbst schmerzlichen Ziele hingeführt habe??“ Kein Vorwurf kann darum unser braves Officiercorps treffen, nicht einmal der, daß ihr Gewissen geirrt habe. Angenommen selbst, daß ihr höchstes Gericht, das General-Auditoriat, materiell geirrt habe, so mußte sein Ausspruch doch als legitinstanzlicher Ausdruck des formellen Rechtes von jedem Militair respectirt werden, und das Officiercorps mußte so handeln, wie es gehandelt hat.

Indessen wie weit auch der Verfasser in seinen Concessionen geht, die er dem Nothrecht und der fürstlichen Ausnahmsgewalt macht, so erreichen diese Concessionen doch auch bei ihm endlich ihre sichere Grenze. Er sagt in dieser Beziehung S. 61: „Gegen den möglichen Mißbrauch der außerordentlichen Befugniß des §. 95 — sichert schon der §. 95 selbst durch Aufstellung der rechtlichen Schranke, daß zu jeder außerordentlichen Maßregel der landständische Ausschuß zugezogen, und außerdem die Genehmigung der auf dessen Antrag sofort zusammenzuberufenden Landstände eingeholt werden soll, deren Versagung den Wegfall jener Maßregel zur unmittelbaren rechtlichen Folge hat. Der Fortbestand des verfassungsmäßigen Staatsorganismus und die Unantastbarkeit der verfassungsmäßigen Wirksamkeit seiner Träger ist hiermit rechtlich gesichert und der Wirkung verderblicher Ausnahmestände eine unübersteigbare (!) Schranke gesteckt. Die Nichtachtung auch dieser Schranke würde aber außerhalb des §. 95, folglich **außerhalb der Verfassung selbst stehen**; einer solchen Verfassungsverletzung wird überhaupt nicht durch geschriebene §§. begegnet.“

Hier stehen wir also am Ziele aller gedenkbaren Concessionen, hier spricht auch der eifrigste Verfechter der göttlichen Kron-Prärogativen mit ernster Stimme sein warnendes „ne plus ultra!“ aus. Hat der Minister, welcher kraft des göttlichen Fürstenrechts die Rettung des Staates unternommen, wenigstens diese Schranke respectirt? Die Nichteinberufung der Ständeversammlung zu gesetzlicher Zeit, die Lahmlegung des durch §. 81 der Verfassungsurkunde zur Anklage des Ministers ob dieser Unterlassungssünde ausdrücklich verpflichteten permanenten Ausschusses, ja die Verhaftung der Ausschußmitglieder selbst, dieser „unantastbaren Träger der verfassungsmäßigen Wirksamkeit unsers Staatsorganismus“ sind eben so viele verneinende Antworten auf obige Frage. Denn daß der Bundescommissar zu jenen auch nach Martin'scher Auslegung ganz unzweifelhaften Verfassungsverletzungen den Namen hat herleihen müssen, ändert in der Hauptsache Nichts, da Art. VI. der Bundes-Executionsordnung vom 3. August 1820 ausdrücklich festsetzt, daß von Seiten des Bundes in solchen Fälle „immer in Uebereinstimmung mit den Anträgen der Regierung, welcher die bundesmäßige Hilfe geleistet wird,“ verfahren werden soll. Oder sollte es vielleicht der Interpretationskunst des Herrn Hassenpflug gelingen zu beweisen, daß Art. VI. der Bundes-Executionsordnung zu den aufgehobenen Ausnahmsgesetzen gehöre?! Hingedrängt hat uns also der Minister zu dem schauerlichen Abgrund, wo selbst sein beredtester und wärmster Vertheidiger bekennen muß: „einer **solchen** Verfassungsverletzung wird überhaupt **nicht durch geschriebene §§** begegnet!“ —

Der Kurfürst selbst soll nach überstandnem Märzsturm des Jahres 1848 gegen mehre Personen seiner Umgebung geäußert haben, der Verfassung verdanke er die Rettung seiner Krone. Ohne Zweifel ein wahres Wort, welches — wenn man es als

wirklich gesprochen annehmen darf — damals auch gewiß von Herzen gekommen ist. Er hätte einige Monate darauf mit demselben Rechte sagen können, die Verfassung habe ihm die unverhältnißmäßig große Civilliste gerettet. Wird aber die also zerfetzte und mißhandelte Verfassung auch Schutz gegen einen etwa wiederkehrenden März- oder Aprilsturm zu bieten im Stande sein?? Gott gebe es. Was jedoch die bisherigen „rettenden Thaten“ unsers Ministers anlangt, so scheinen sie weit eher geeignet, den Samen einer neuen Revolution auszustreuen, als dieselbe „zu schließen“, mag auch die ministeriell gesinnte Presse in den hochtönendsten Phrasen die „Helden“ Schwarzenberg und Sassenpflug als die „Schließer der Revolution“ bis zum Himmel erheben.

Das Trauerspiel in Kurhessen. Ein Beitrag zur Geschichte unserer Tage von Dr. A. Pfaff. Braunschweig, Westermann. — Diese Darstellung unterscheidet sich von dem bekannten Buch von Gräfe theils durch den politischen Standpunkt, theils durch die Form. Gräfe gehört zu den Demokraten, Pfaff zur constitutionellen Partei. Gräfe gibt das Material in sehr reichlichem Maße, ohne auf die Bearbeitung ein besonderes Gewicht zu legen, Pfaff wirft seinen Blick weiter hinein und strebt, indem er zugleich das Material zusammendrängt, nach einer abgerundeten Kunstform. Das Rechtsgefühl ist in beiden Schriften gleich warm, wie denn überhaupt die kurhessische Frage vielleicht die einzige in Deutschland ist, in welcher die beiden Parteien vollkommen einig sind, denn es handelt sich hier nicht um die Herrschaft des einen oder andern Principis, sondern um eine Unterdrückung alles Rechtes durch die Gewalt, wie es in der Geschichte ohne Beispiel ist. — Da in dieser Frage wol die ungeheure Majorität des deutschen Volkes mit uns übereinstimmen wird, so begnügen wir uns, ohne weitere Bemerkungen auf das Buch nur hinzuweisen. Es ist übrigens sehr gut geschrieben und auch von dieser Seite zu empfehlen. — Wir fügen nur noch einige Bemerkungen über die vorhergehende Recension hinzu. Wir haben sie aufgenommen, obgleich der Standpunkt bei weitem mehr rechts ist, als der unsrige, um zu zeigen, wie auch sehr conservative Männer die Sache auffassen, und weil wir mit der Ansicht des Referenten über die Nothwendigkeit conventioneller Formen auch zwischen entschiedenen Gegnern einverstanden sind; aber wir müssen es doch bedenklich finden, daß sich in einer Zeit, wo eine gerechte Empörung über bodenlose Willkür das allgemeine vorherrschende Gefühl ist, sich noch immer gebildete Männer finden, die für die Willkür mit sophistischen Rechtsdeductionen in die Schranken treten. Wenn die öffentliche Meinung ein solches Unternehmen unbedingt verdammt, so müssen wir ihr darin beipflichten, wenn wir auch sonst den Verstand und die Geschicklichkeit des Gegners gelten lassen.

Aus Dresden. — Das war eine Woche voll Erlebnissen, voll Freudenfesten und Thränen der Nührung, voll deutscher Völkereinigung und zweifarbigen Fahnen, schwarz-gelb, grün-weiß, roth-weiß, und um dem Bild „Dresden im Glück“ den pikantesten Zusatz nicht fehlen zu lassen, hatte die Römerseele eines patriotischen Restaurateurs dicht an der Elbbrücke, gegenüber dem Schloß, gar die unheimliche deutsche Tricolor aufziehen lassen. Da treibt sie der Wind ostwärts, in der Richtung nach dem Brühl'schen Palais; am Conferenzhause aber ist Alles mäuschenstill und die Dresdner Chronik wird bald von ihm nichts zu erzählen haben, als daß nunmehr die einigen vierzig Porzellantintenfässer wieder ins Parterre herabgeschafft worden seien, da der Baum der

deutschen Einheit in der Conferenz-Tinte keine Lebenskraft gefunden. Unbemerkt, still und ohne Aufsehn, mitten durch die buntflimmernden Lichter der Christmarktsbuden, wo die deutsche Diplomatie eingezogen: als man von ihrem Einzuge hörte, summt den Leuten etwas vom April im Ohr, und ehe des Aprils letzter Tag gekommen, wird sie wieder heimgekehrt sein in das Comfort der Eschenheimer Gasse.

Und zu dem großen frankfurter Nationaldrama mit der Tendenz: Erholt Euch doch, Ihr Leute! Was Ihr für Ernst nahm, die große Tragödie der letzten Jahre, war nur ein Faschingsfcherz! ist in Sachsen das Vorspiel bereits aufgeführt. Es ist beendet und die handelnden Personen haben sich gegenseitig Beifall geklatscht, sie haben Genugthuung gefunden an ihrem gegenseitigen Lobe und ziehen heim mit dem Bewußtsein, Gutes gewirkt und Gutes genossen zu haben. Was der gestern geschlossene Landtag gethan, ist bekannt; nicht weniger wird das unvergessen sein, was er nicht gethan. Ich vermag es nicht, Ihnen den Eindruck zu schildern, den die Schlussceremonie des Landtags in der zweiten Kammer auf mich gemacht hat. Unter diesem Eindrucke werd' ich fast zum unfreiwilligen Schüler Talleyrand's.

So viel Selbstverleugnung, wie dem gestern geschlossenen Landtag gegenüber, kann eine Regierung selten gezeigt haben, wie die unsre. Während sie der letzten Glacéhandschuhdemokratenkammer zum Zeugniß ihrer „Stärke“ nirgends zu Willen war, fügte sie sich den rückberufenen Landständen fast in allen wichtigen Punkten und konnte ihre Niederlagen bisweilen nur dadurch bedecken, daß sie sich selbst an denselben betheiligte. Eine Taktik, die in Preußen erfunden worden! Dafür hat das Ministerium dem Constitutionalismus aber auch einen Dienst geleistet. Es hat wirklich bei einigen sächsischen Hochtorns nicht unmerkliche Sympathien für ein „parlamentarisches Ministerium“ geweckt, denn sich in letzter Zeit als solches zu bethätigen, hat es die Regierung wahrlich nicht an Anstrengungen und Opfern fehlen lassen. Es hatte etwas Rührendes, zu sehen, mit welchem schonenden Zartgefühl Staatsminister Tschinsky bei seinem Abschiedsgrüße über die „eine wichtige Vorlage“, die nicht völlig nach den Wünschen der Regierung erledigt worden sei, hinwegging. Dieser so mild im Ausdruck und gleich mild im Vortrag gehaltene Passus war kein Vorwurf an die Kammer, und klang auch nicht wie ein Vorwurf, sondern eher wie ein Anflug von Vertheidigung. Herr von Beust aber übertraf in der ersten Kammer seinen Kollegen noch an Pietät, indem er die leidige Erinnerung an die wichtige Vorlage gleich mit der Versicherung überdeckte, daß die Regierung jede Ueberzeugung zu achten wisse. Nun — möge sie nur auch außerhalb der ersten Kammer diese edelsinnige Toleranz praktisch bethätigen.

Der eigentliche Held beim Landtagschluß war der Präsident Haase. Aus allen Gesichtern leuchtete ihm Anerkennung entgegen, die Regierung und der Vicepräsident gaben ihrem und dem Danke der Kammer Worte, und selbst die sämtlichen Mitglieder der äußersten Linken, nämlich Herr Niedel, mag von dem Alle erfüllenden Gefühle gerührt gewesen sein. Am meisten erschüttert aber erschien Herr Haase selbst, dem seine verdienstliche Präsidialleitung das Comthurkreuz zweiter Classe des Civilverdienstordens eingetragen hat. Als er den Wunsch aussprach, alle Stände beim nächsten Landtag wiederzusehen, so dachte ich unwillkürlich an den mehrfach zur Ordnung gerufenen Abgeordneten Niedel, der dem Präsidenten manchen kleinen Nerger bereitet hat. Auch er war nicht ausgenommen von den „Allen“ in dieser Stunde des Vergessens und Vergebens, und durch das originelle Bild vom „Saatkorn“, das in die Erde gelegt worden, einmal poetisch gestimmt, übersehte

ich mir den erwähnten Wunsch des Präsidenten in den schönen Vers: „Allen Sündern sei vergeben!“ In solcher Stimmung und mit einem Hoch auf den König trennten sich die Stände.

Vielleicht wäre es nicht uninteressant, diese Scene der Eintracht mit einer andern zusammenzustellen, die noch ungewohnter war, als ein zärtlicher Abschied zwischen Regierung und Ständen. Aber falls immerhin der Vorhang von jenem kleinen Eintrachtsfeste, das vor acht Tagen in noch unaufgeklärter Weise im Kammerlocale gefeiert ward und das die Regierungsorgane, ungeachtet der directen Aufforderung eines Leipziger Blattes, auch nie dem Verständnisse des Publicums näher führen zu wollen scheinen. Der sächsischen Weltgeschichte wird dasselbe durch dieses Schweigen vielleicht verloren gehen, aber in der Volkstradition, in der Mythe wird es fortleben und der merkwürdige Mann mit dem schmalen schwarzen Backenbarte, der zum Eintrachtsfeste sich selbst seinen frugalen Imbiß mitbrachte, wird von ihr besonders gefeiert werden.

Wir eilen von einem Feste zum andern, aus der Kammer nach dem Schauspielhause. Da flimmern rund an den beiden ersten Logenreihen herum Lichter und Juwelen und schöne Frauenaugen und große und kleine Ordenssterne. Es ist auch ein Eintrachtsfest, — ein Eisenbahnfest zwischen Oestreich und Sachsen. „Zwei Völker, die beglückt in gleichem Streben, die müssen freundlich sich die Hände geben.“ Es war ein Glück, daß die lahme Prophetenvorstellung dem Zuschauer Zeit ließ, ein Paar Stunden seine Aufmerksamkeit ausschließlich dem Zuschauerraum zuzuwenden. Mit dem österreichischen Erzherzog, an dessen rechter Seite sich die Königin Maria in glänzender Toilette placirt hat, ist der Zuschauer bald fertig, wenn er den habsburgischen Familienputz kennt, aber die Logen, die Paradeuniformen, die weißen Waffenröcke, die rothen Dollmanns! Herr v. Beust hat heute die gewählteste Toilette gemacht und seine Staatsuniform hat neben dem breiten Bande kaum noch Platz für einen neuen Orden. Die schöne Frau an seiner Seite, mit der er so lebhaft sich unterhält, kennen auch solche, die nichts von unsern Hofgeheimnissen wissen. Herr von Lüttichau scheint sich etwas unruhig zu fühlen, daß er den österreichischen Gästen nicht einen bessern Propheten hat bieten können und Herr von Kömmerig in der Loge nebenan lächelt frohen Muthes nach dem Amphitheater hin, wie ich ihn immer habe lächeln sehen. Unter den Frauen scheint sich ein schönes Mädchen besonderer Aufmerksamkeit zu erfreuen, die einen roth- und weißgestreiften Turban trägt. Selbst aus der vollgepfropften Conferenzloge wenden sich die Operngucker oft nach ihrem Plage; wir interessiren uns heut nicht für die bekannten Diplomaten-gesichter; höchstens ein kleiner Mann in Hofuniform, wie alle seine Collegen, der im Hintergrund Platz gefunden hat und der mit einem feinen, geistvollen Lächeln in das bunte Geklimmer schaut, interessirt uns heut, weil die Presse ihn erst jüngst mehrfach geschmäht: das ist der Ehrenmann Dr. Liebe aus Braunschweig.

Sie sehen: Dresden schwelgt, Dresden hält politische Feiertage vor den religiösen, und der Sterbetag der deutschen Grundrechte wird hier nicht als Passionstag begangen. Wozu auch? „Wir trinken Cyprier und küssen schöne Mädchen“ — ruft Fiesko und just Fiesko erinnert mich daran, daß wir doch eigentlich noch entschädlich viel Freiheit haben, Theaterfreiheit wenigstens. Bei der letzten Aufführung des Fiesko nämlich sagte Leonore im 4. Akt: „Selten steigen Engel auf den Thron, seltner herunter. Fürsten, diese mißrathenen Projecte der wollenden und nicht könnenden Natur — sitzen so gern zwischen Menschheit und Gottheit nieder — heillose Geschöpfe, schlechtere Geschöpfe!“ Eine Tod-

tenstille folgte diesen Worten. Das Parterre, das sonst Tendenzapplausen nicht abgeneigt ist und seine Freude an der Stellenvertheilung im Reichstaat (Akt 2) sehr lebhaft ausgedrückt hatte, schwieg erschrocken bei diesem ungebührlichen Wort und nur in der Conferenztloge erregte dasselbe große Heiterkeit, die natürlich nur dem überspannten Poeten, vielleicht auch dem betroffenen Publikum galt. Bei den Worten Berrina's: „Ghe die Nachwelt meine Gebeine aus dem Kirchhofe eines Herzogthums gräbt, soll sie auf dem Rade sie zusammenlesen“ — war der Eindruck derselbe. Mir aber scheint es doch gefährlich, von einem so bezaubernden Munde, wie dem der Frau Bayer-Büch Beleidigungen gegen die fürstliche Majestät aussprechen zu lassen. Oder überzeugt man sich jetzt auch höhern Orts von der Nichtigkeit und Machtlosigkeit der Phrase?

Neue deutsche Romane. — Unter der ziemlichen Reihe neuer Dichtungen die vor uns liegen, beginnen wir mit einem alten Freunde:

Der Bauernspiegel oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf. Dritte Aufl. Mit acht Zeichnungen von Walthard. Berlin, Springer.

Ein Sylvestertraum von Jeremias Gotthelf. Zweite Aufl. Berlin, Springer. Kernstellen aus Jeremias Gotthelf's Schriften.

Da es sich hier größtentheils um neue Auflagen älterer Werke handelt, so würden wir keine Veranlassung haben, unsere frühere Kritik zu ergänzen, wenn nicht mittlerweile von allen Seiten, und zwar von politischen und religiösen Richtungen, die wenigstens der Façon nach der unsrigen nahe stehen, die heftigsten Angriffe gegen unsern Dichter gerichtet wären. Ich will zugeben, daß bei einem so praktisch verständigen und dabei so hochgebildeten Manne wie Jeremias Gotthelf das irrationelle Verhältniß zur Religion, die Bitterkeit gegen das Gespenst der Aufklärung, das er sich nach Gutdünken ausmalt, und die daraus sich ergebende Stimmung etwas unbequem sind, aber man darf zweierlei dabei nicht übersehen. Einmal darf man die dichterische Kraft nicht nach dem Maßstab der Partei berechnen — Deutschland ist nicht so reich an wirklichen Talenten, daß man, wo sich eins auffindet, wenn es auch im feindlichen Lager ist, es nicht mit Freuden begrüßen sollte. Jeremias Gotthelf ist aber unstreitig unter allen Dichtern der Gegenwart derjenige, in welchem wir die größte Sicherheit und Correctheit in der Zeichnung, die heiterste Grundstimmung und das gesundeste, frischeste Leben wahrnehmen. Zweitens ist's aber mit seiner Opposition gegen die Aufklärung nicht so schlimm, als sie aussieht. So heilig ihm auch die Religion ist, so wenig blendet sie seinen Verstand und sein Gefühl. Ich erlaube mir aus dem vorliegenden Buche, um dieses deutlich zu machen, als Beispiel die Geschichte einer Einsegnung anzuführen. „Endlich nahte die Zeit, wo ich der langweiligen Unterweisung zu entrinnen hoffte. Es entstand ein neues Leben in und unter uns. Jedes beschäftigte sich bei sich selbst mit dem Gedanken, was ihm wol Eltern oder Meisterleute für Kleider anschaffen würden. Die, welche eignes Geld hatten, rechneten nach, fragten verblümt dieses und jenes, um ausfindig zu machen, wie weit es wol reichen würde. Wessen das Herz voll ist, dessen läuft der Mund über; unsere Hoffnungen, unsere Kümernisse, unsere Wünsche, unsere Erwartungen theilten wir einander mit und nahmen sie auch mit in unsern sogenannten Unterricht. Die, welche an der Reihe zu antworten waren, schwigten fast Blut, weil sie alle Augenblicke aufzupassen vergaßen, indem ihnen etwas vom Schneider oder der Näherin, von einem

Gut oder einem Kuttli durch den Sinn fuhr und sich in demselben einnisten wollte. Alle Tage brachten Einige die wichtige Nachricht, was Vater und Mutter endlich beschlossen, und bei welchem Krämer sie das Beschlossene zu nehmen gedächten; dann wurde die Sache erwogen und auch vom Krämer gesagt, was man wußte, und Manches von schlechter Ecke, dunklem Laden, hohen Preisen gemunkelt und in stiller Hoffnung auf etwas Besseres, und von einem noch bessern Krämer zu erhalten, gingen die heim, welche noch nichts wußten; aber um so größer war dann auch ihr Verlangen, bald zu wissen, woran sie seien, und geradezu oder hintenum suchten sie es zu vernehmen. Und als es endlich Alle wußten, gingen die bangen Sorgen wegen der Schneider an, und bei den Mädchen auch die noch wegen der Näherinnen, und manche halbe Nacht wurde aus Kummer schlaflos hingebacht, der Schneider möchte nach seiner gewohnten Art nicht Wort halten. So kam der Tag der Erlaubniß, an welchem wir noch in unsern alten Kleidern aufzogen, heran. Wir zitterten und bebten, denn wer an diesem Tage eine Antwort fehlte, erhielt die Erlaubniß nicht; doch ging Alles recht gut, wir schlüpfen durch, und wie viele Centner Steine fiel es mir vom Herzen, es schien mir fast, als hätte ich Fecken bekommen, so leicht ward mir. Der Pfarrer sprach nun seine gewohnte Rede, in welcher die Hölle neben dem Himmel und die Teufel neben den Engeln gar gewaltig aufmarschirten; die Einen ließ er selig singen, die Andern brennend heulen und zähneklappern. Und er redete lauter und immer lauter, bis ein Mädchen ein Nastuch nahm und schluchzte, da nahmen alle Mädchen nach einander die Nastücher und schluchzten, und die Weiber thaten ebenso, und auch lauter und immer lauter, und die Thränen rannen häufiger und die Herzen pochten heftiger und der Pfarrer donnerte mächtiger, selbst der Himmel wurde graulich, die Hölle immer fürchterlicher, das Zittern und Beben immer gewaltiger, das jüngste Gericht kam näher, immer näher, die Posaenenengel brachten die Posaunen zum Munde näher, immer näher, Zittern und Beben erfüllte die Glieder, von dem jüngsten Gericht glaubte sich Alles verschlungen — da pflöckte des Pfarrers Uhr die bestimmte Minute. Es schwieg der Pfarrer, es verrannen die Bilder, es trockneten die Thränen, es verhallte das Schluchzen; und der Pfarrer nahm eine Prise Tabak mit Zufriedenheit, und die Weiber boten einander ihre Schnupfdrucken mit Behaglichkeit und sprachen: Das war doch schön, der kann's! — Ich möchte doch wissen, ob ein rätionalistischer Geistlicher es wagen würde, auf eine so unehrerbietige Weise von dem heiligen Mahle des Herrn zu reden. Gerade weil ihm die concrete Bestimmtheit dieses Sacraments nicht mehr so ungeschwächt im Herzen und im Gedächtniß liegt, wird er zur Ergänzung dieser Stimmung eine gewisse salbungsvolle Ehrbarkeit nicht entbehren können, während der Rechtgläubige, der über den Inhalt seiner Vorstellungen vollständig im Reinen ist, keiner Anstrengung mehr bedarf, und sich mit Behagen an der realen Welt ergötzen kann. — Wir könnten eine Reihe von Stellen anführen, in denen alle die unsittlichen Folgerungen, die man allerdings logisch aus der Idee des Supernaturalismus ziehen kann, mit der größten Heftigkeit verworfen werden; er bleibt bei den einfachen Bildern und läßt die Consequenzen bei Seite liegen. — Nehnlich ist es mit seinen Angriffen gegen die Aufklärung. Wenn er gegen dieselbe im Allgemeinen predigt, so hat er doch stets bestimmte Erscheinungen im Auge, und diese sind in der Regel so häßlich, daß wir uns mit seiner Polemik vollständig einverstanden erklären können. — Wenn wir aber den humoristisch-gemüthlichen Theil seiner Darstellung vollkommen anerkennen, so ist das nicht der Fall mit denjenigen Stellen, wo er aus seiner Natur her-

ausgeht und angeblich poetisch, eigentlich aber unklar und phantastisch wird. Der „Sylvestertraum“ macht daher im Ganzen einen eben so unerquicklichen Eindruck, wie ähnliche Excurse in Jean Paul oder Dickens; und aus den „Kernstellen,“ welche das humoristische Gebiet gänzlich von sich ausschließen, wird sich eben so wenig ein richtiges Bild von der Bedeutung unsers Dichters ergeben.

Während bei Gotthelf der Humor durchaus naturwüchsig ist, hat er in den beiden folgenden Werken etwas Erkünsteltes:

Uriel der Teufel. Ein satyrischer Roman in acht Bildern von C. L. Kaulbach. Zwei Bände. Stuttgart, Neiger.

Denkwürdigkeiten eines deutschen Hausknechts, wie er solche im Jahre des Heils 1848 selbst in Flachsenfingen niederschrieb. Tübingen, Laupp.

Bei dem vielen Gefunden, welches namentlich der letztere Roman enthält, ist es zu bedauern, daß eine falsche Vorstellung von der durch humoristische Wendungen zu erlangenden Popularität die Dichter von dem geraden Wege in das Jean Paul'sche Labyrinth verlockt hat. Auch für den Humor ist eine klare, bestimmte und correcte Sprache unerläßlich. Am wenigsten sind die phantastischen Hoffmanniaden des zweiten Buchs in einem humoristischen Roman an ihrem Ort. Doch herrscht in beiden im Ganzen eine wohlthuende heitre Stimmung vor.

Mehr der gewohnten Strafe folgen zwei Romane bekannter und beliebter Novellisten:

Der Boigt von Sitt. Von Theodor Mügge. Zwei Bände. Berlin, Otto Janke.

Der Bauernfürst. Roman von Levin Schücking. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus.

Der erste hat, wenn wir nicht irren, bereits im Feuilleton der Nationalzeitung gestanden, und hat eine vorzugsweise politische Tendenz. Er schildert einen kräftigen freisinnigen Bauersohn aus Schleswig, der trotz seines Ehrgeizes und seiner Liebe zu der Tochter eines dänischen Staatsraths den Versuchungen des Hofes von Kopenhagen tapfer widersteht, in einfacher Stellung für die Erweckung seines Volkes wirkt und endlich den Verfolgungen der Dänen erliegt. Obgleich sich für den ästhetischen Geschmack die Politik etwas zu breit macht, so würde dennoch der ganze Roman gut zu lesen sein, denn sowohl die friesischen Bauern- und Fischerscenen als einzelne Figuren am dänischen Hofe sind mit glücklicher Sicherheit gezeichnet; aber Herr Mügge stört den Eindruck, indem er seinen Helden theils in Folge seiner Herzenskränkungen, politischer Enttäuschungen und dergleichen, theils in Folge einer einjährigen Festungshaft an der Auszehrung sterben läßt. Es gehört seit Werther und Siegwart zum guten Tone der Novellisten, auf einen tragischen Schluß auszugehen, und man pflegt über den Böbel die Nase zu rümpfen, welcher damit nicht zufrieden ist und auf einen glücklichen Ausgang speculirt, um mit heiterer Stimmung nach Hause gehen zu können. Aber der Böbel hat darin vollkommen Recht. Ein tragischer Schluß paßt nur für eine tragische Geschichte. Zwar kommt es im Leben häufig vor, daß durch einen unvorbereiteten Zufall ein heiteres unscheinbares Dasein in Thränen und Wehklagen verkehrt wird, aber in die Poesie paßt es nicht. Der Tod an Schwindsucht, an gebrochenem Herzen und dergleichen spannt ab, anstatt zu erschüttern, und Werther that ganz recht daran, als er diesen ermüdenden und langsamen Proceß durch eine Katastrophe abkürzte. Misère, Noth, Glend, ge-

täuschte Hoffnungen, polizeiliche Verfolgungen, falsche Diplomaten, treulose apathische Parteigenossen haben wir in der Wirklichkeit genug und übergenug; wenn Ihr das deutsche Volk wirklich erheben wollt, so gebt ihm heitere Bilder, Ihr deutschen Dichter! — Der „Bauernfürst“ spielt in der Zeit der französischen Revolution. Sein Eindruck ist ein heiterer und er versteht zu gleicher Zeit das Interesse zu spannen. Herr Schücking weiß sehr gut zu erzählen und hat ein glückliches Auge für mannigfaltige Gestaltungen und Nuancen; aber er hat den Fehler, den er mit den meisten unserer jüngern Novellisten theilt, daß er zu unruhig in seinen Erzählungen ist. Wenn es uns anfängt bei einer Figur wohl zu werden, so eilt er rasch darüber hinweg zu einer andern. Fast überall werden wir zuerst durch ein heiteres, sprechendes und glücklich angelegtes Gemälde angezogen, aber im weitern Verlauf werden die Umrisse unbestimmt, und wir vergessen unsern eignen Eindruck wieder. In dieser Beziehung können uns immer noch die englischen Novellisten als Muster dienen.

Von zwei Damenromanen:

Josephine. Eine Novelle aus unsern Tagen, von Franzisca Gräfin Schwerin, Leipzig, J. J. Weber, und

Erdenglück. Von der Verfasserin der „Ersten Stunden.“ Zwei Bände, Berlin, Herrmann Schulze.

ist wenig mehr zu sagen, als daß sie wol ausschließlich für Damen geschrieben sind. Sie sind im Uebrigen moralisch und verständig gehalten. Der erste verdient den Vorzug. Die Dichterin hat unter Anderm die für eine Dame sehr seltene und anerkenntnisswerthe Kühnheit gehabt, ihre Heldin gleich im vierunddreißigsten Jahre auftreten zu lassen.

Ziemlich vortheilhaft sicht doch gegen diese mehr oder minder anerkenntnisswerthen einheimischen Producte ein fremder Gast ab:

David Copperfield. Von Charles Dickens. Fünf Bände, Leipzig, J. J. Weber.

Da wir über dieses Werk und über Dickens im Allgemeinen uns bereits hinlänglich ausgesprochen haben, so beschränken wir uns auf einige Bemerkungen in Beziehung auf die Uebersetzung. Eine der größten Schwierigkeiten für den Uebersetzer von Dickens ist das corrumpirte Englisch, welches er seine niedern Stände sprechen läßt, und das sich im Original komisch genug ausmacht, im Deutschen aber, wenn man es durch ein corrumpirtes Deutsch, oder gar durch einen bestimmten deutschen Dialekt, oder noch schlimmer durch den Berliner oder Leipziger Dialekt, oder am aller schlimmsten durch ein Gemisch aus Berlinerisch und Leipzigerisch wiederzugeben sucht, einen höchst unangenehmen und häßlichen Eindruck hervorbringt. Nach unsrer Ueberzeugung soll sich der Uebersetzer auch in diesen Stellen im Hochdeutschen halten und den Unterschied der Bildung nur durch einfachere Sprach- und Satzformen ausdrücken. Nur bei entschieden komischen Stellen wird eine Verwechslung von „mir“ und „mich“, „Gott“ und „Tott“ und dergleichen zu ertragen sein, und auch dann kaum; wenn aber der alte Fischer Peggotty im Augenblick des höchsten Jammers, wo sein Kind ihm geraubt ist und er sich zum reinsten Pathos des Schmerzes erhebt, mir und mich verwechselt, so ist das geradezu unausstehlich.

Neuigkeiten der englischen Literatur. — Es ist etwa ein Jahrzehend her, daß Bulwer sein Werk über England und die Engländer vom Standpunkte eines unparteiischen Privatmannes, der sich durch seine freie philosophische Anschauung über die Einseitigkeiten sämmtlicher Parteien zu erheben glaubte, dem Publicum vorlegte. Ein Werk in ganz ähnlichem Sinne ist so eben erschienen von dem Advocaten William Johnston: „England wie es ist, politisch, gesellschaftlich und industriell, in der Mitte des 19. Jahrhunderts.“ Es ist mit einer solchen Unparteilichkeit in der Mitte freitender Zustände und Interessen eine eigene Sache. Weil man sich doch nicht ganz von den Sympathien und Antipathien seiner Zeit losfagen kann, so kommt man in Gefahr, von diesem subjectiven Standpunkt aus allen Parteien gleichmäßig Unrecht zu thun, während bei dem Parteischriststeller der Leser nie in Gefahr ist, sich über den Standpunkt des Verfassers zu irren. Die Zusammenstellung unbefangener und unsystematischer Beobachtungen, ohne ein leitendes Princip, hat nur dann einen Sinn, wenn es sich um fremde Zustände handelt; wo dagegen die allgemeinen Verhältnisse und Einrichtungen eines Landes als bekannt vorauszusetzen sind, verlangt man zu einer solchen Darstellung ein eigenes Princip, welches die Zeit über ihr eigenes Wesen klar machen soll. — Als ein anerkanntes Werk der Gelehrsamkeit ist der zweite Theil der *Fasti Romani* von Henry Clinton zu betrachten, eine Reihe verschiedenartiger, namentlich chronologischer Forschungen über die Zeit von Augustus bis auf Heraklius. Der erste Band war 1845 erschienen und bildete eine Fortsetzung der *Fasti Hellenici* von demselben Verfasser. — Ueber den englischen Krieg in Ostindien sind zwei werthvolle Monographien erschienen: vom Major Herbert Edwardes: ein Jahr auf der Punjabgrenze im Jahr 1848 — 1849, und vom Adjutanten Edward Thackwell: Erzählung des zweiten Krieges mit den Sikhs. Bekanntlich begann der erste Krieg mit den Sikhs am Schluß des Jahres 1847 und wurde nach einem kurzen, aber heftigen Kampf von Lord Hardinge durch die Schlacht von Sowraon beendet; der zweite begann im April 1848 durch einen zufälligen Aufstand in Multan, beschäftigte die englischen Armeen fast ein Jahr hindurch und wurde endlich durch die Schlacht von Goojeret den 21. Febr. 1849 entschieden. — Ein Beitrag zur ältern Geschichte von England unter dem Namen: *The Forty-Five* von Lord Mahon, mit hinzugefügten Actenstücken, enthält den Aufstand zu Gunsten der Stuarts im Jahre 1745, der in Deutschland mehr durch Walter Scott's *Waverley* als durch die Geschichte bekannt geworden ist. — Auf nur zu deutschem Boden finden wir uns bei einem seltsamen Buch: „*Historic Certainties respecting the Early History of America, developed in a Critical Examination of the Book of the Chronicles of the Land of Exnarf. By the Rev. Aristarchus Newlight.*“ Die Anwendung des hebräischen Idioms auf die transatlantische Geschichte, natürlich zum satyrischen Zweck, um die Deutschen zu verspotten, ist drollig genug. Zulezt wird die ganze Geschichte auf diese etymologische Weise in Mythen zerlegt. Hier ein Beispiel. Als er zuerst auf Napoleon zu sprechen kommt, welchen Namen er in *Noel-opan* corrigirt, macht er die Bemerkung: „Dies war ohne Zweifel nicht sein wirklicher Name, sondern eine mythische Bezeichnung. *Noel-opan* ist nichts Anderes als: gottlose Revolution. נול bezeichnet nach Gesenius: verneinen, vernichten, als Partikel entspricht es der griechischen, lateinischen, arabischen Negation. *El* ist bekanntlich der Name Gottes; *Noel* heißt also soviel als: Atheist, Gottloser. *Opan* kommt als der Name eines Rades im Hefekiel und andern Stellen vor, in abgeleiteter Bedeutung heißt es: eine Periode,

eine Umwandlung der Zeit, eine Revolution. Diese Bemerkung wird noch dadurch verstärkt, daß gleichzeitige Schriftsteller einem literarischen Gauner, Namens Byron, den Vornamen Noel beilegten, sowie Shelley sich selber als *Ædeos* in ein Album schrieb" u. s. w. Für einen Spaß ist das Ganze etwas zu weit ausgeführt, obgleich es nicht ärger ist, als mehre kritische Untersuchungen deutscher Privatgelehrten, die im wahren Ernst gemeint sind, z. B. Vieles von Daumer und Noth. — Ein eigenthümlicher Versuch, eine Selbstbiographie in der Manier von Goethe's „Wahrheit und Dichtung“ zu schreiben, ist der Lavengro von George Borrow, nur hat der Engländer es materieller genommen, als der deutsche Dichter: Wahrheit und Dichtung heißt bei ihm nichts Anderes, als: Mischung von novellistischen Einfällen und Reminiscenzen aus dem wirklichen Leben. — Als eine biographische Notiz mag bemerkt werden, daß der eigentliche Name von E. Currer Bell, der Verfasserin von Jane Eyre, Miß Bronte ist. — Im Drama fangen die Engländer an, dem Beispiel der Franzosen nachzufolgen; sie dialogisiren ihre beliebten Romane und führen sie auf dem Theater auf. So ist Dickens' letzter Roman: „David Copperfield“ nicht ohne Erfolg auf die Bühne gebracht, obgleich die Form der englischen Romane, welche die Charakterschilderung so weit über den Zusammenhang Herausträten läßt, daß sie sich zuweilen vollständig in Genremalerei verliert, dieser dramatischen Bearbeitung noch mehr widerstrebt, als die französische Novelle. — Eine Sammlung der dramatischen und poetischen Werke von Joanna Baillie ruft uns diese verdienstliche, vor einem Monat gestorbene Dichterin wieder in's Gedächtniß, eine genaue Freundin Walter Scotts, geb. 1762, deren erstes Werk *Plays on the Passions* 1796 erschien, und deren Dramen *Johanna von Montfort*, *Orra*, *der Wartthurm* u. s. w., große Anerkennung fanden, die aber durch die folgenden großen Dichter Walter Scott, Byron u. s. w. in Schatten gestellt wurde. — Eine neue Uebersetzung von Theodor Körner macht die Engländer auch mit den dramatischen Schriften dieses Dichters bekannt, dessen „*Leyer und Schwert*“ bei dem englischen Publicum eine größere Anerkennung gefunden hat, als man ihm jetzt selbst in Deutschland zu Theil werden läßt. — Von neuen Romanen heben wir drei als bemerkenswerth heraus: Richard Edney, von einem Amerikaner, Verfasser des Romans *Margaretha*, einem jener neuenglischen Dichter aus der Schule Carlyle's und Emerson's, die, angeregt durch das Beispiel Jean Paul's, das Wesen der englischen Sprache bis auf den Grund verkehren und einen Jargon in dieselbe einführen, der uns über unsere eigene romantische Barbarei trösten kann. Ein anderer Roman: *Time the Avenger*, von einer Dichterin, die sich schon früher durch zwei Erzählungen: „*Geschichten zweier alten Männer*“ und die „*Wilmingtons*“ bekannt gemacht hat, verräth in der manierirten Zeichnung der Neufserlichkeiten und in dem Forcirten ihrer Empfindungsweise die Schule Balzac's, der gegenwärtig auch in England nur zu sehr Propaganda macht. Sehr vorthheilhaft sichts gegen diese romantischen Uebertreibungen eine einfache Geschichte aus dem schottischen Leben ab: *Merkland*, vom Verfasser der *Margaret Maitland*. Hier bewegen wir uns doch wieder in volksthümlichen Kreisen und bleiben der wüsten Empfindsamkeit einer übermäßigen Civilisation fern. — Ich führe noch ein Buch an: *Memoirs of the Opera in Italy, France, Germany, and England*. By George Hogarth. Es ist das allerdings eine Geschichte der Oper, die unsern Anforderungen nicht entspricht. Statt einer systematischen Entwicklung der musikalischen und dramatischen Gedanken haben wir eine Reihe von Anekdoten aus dem Leben der Opern, Dichter

und Scenen von Opernaufführungen. Als ziemlich ausführliches Material in dieser Branche können wir es aber hinnehmen.

Therese Milanollo in Frankfurt. — — Vor acht Jahren, oder ungefähr so viel, wer kann noch die Zeiten berechnen! — sah ich Therese schon einmal auf derselben Stelle. Damals schmiegte sich an diese dunkle, eben aufschwellende Rose eine helle, fröhliche Knospe, deren Duft schon den heitern Kelch durchbrach. Maria, das liebe, neckische Kind, das auf den Saiten der Geige scherzte und plauderte, daß es Einem ganz väterlich um's Herz ward, Maria ist geschieden, ehe sie noch aus der Vorhalle des Lebens in den Tempel trat. So hat sie den schönsten Theil dieses Tempels gesehen und genossen; denn wir wissen es ja, hinter der Vorhalle ist nur ein dunkelrother Vorhang, und hinter diesem das Allerheiligste, — der Schmerz. Hat Therese, die Jungfrau mit den hohen Römerzügen, schon die Schwelle dieser Erkenntniß überschritten? Du brauchst nicht zu fragen, der Du sie gehört hast. Wie der Ernst des Lebens und die Strenge des Schicksals auf ihrer Stirne ruht, so schwebt alles Schmerzliche der Poesie auf ihrer Geige hin, und selbst das Tändeln eines leichten Augenblickes trägt etwas von der düstern Farbe der Schwermuth. Ich zitterte, es möchten plötzlich ihre Thränen über die Saiten rieseln, wenn sie im Geiste ihre Schwester neben sich erblickte, und dann aufschauend sich allein fände, ganz allein unter tausend Hörern, die nur gierig auf die rauschende, glänzende Schlußverzierung warteten, um ihr kunstkennerisches Braval braval hinauszulärmen. Arme Therese! so gibt sich das Ideal der Kunst Allen hin, um vielleicht von Zweien gefühlt und verstanden zu werden. —

Es ist mir bei dieser Gelegenheit vorgekommen, als sei das Publkum nicht mehr so begeisterungsfähig, wie damals. Biszt würde heutzutage schwerlich die Wellen des Gesellschaftslebens stürmisch aufregen, und die Herzen am Faden hinter sich herziehen wie Münchhausen's Enten. Man hat zu viel erlebt; das Gemüth ist abgehärtet von den schweren Hammerschlägen der letzten Jahre. Wir müssen uns noch erholen, bis wir jene selige Kindlichkeit wieder gewinnen, welche einst die Göttinger Studenten vor den Wagen der Sonntag spannte. Noch nicht ist der Schleier von der Göttin zu Sais gehoben, und doch ist die Welt des Lächelns schon entwöhnt!

Die Zeitschrift Germania (Leipzig, Avenarius und Mendelssohn) haben wir als ein patriotisches Unternehmen schon im dritten Heft des jetzigen Jahrgangs eingeführt. In den spätern Heften des ersten Bandes zeichnen sich vor allen aus: eine Schilderung des Ministeriums Bess in Baden, vom Professor Häusser, und ein Artikel über deutsches Universitätsleben, welcher die Zeit bis zum sechzehnten Jahrhundert behandelt, vom Hofrath Bechstein. Außerdem finden wir darin: Die deutschen Kaiserdynastien und ihre Bestrebungen für die Einheit und Erblichkeit des Reichs, von Abel; die deutsche Kleinstaaterci, von v. Rochau; die Entwicklung des parlamentarischen Lebens in Deutschland, 1814—1830, vom Professor Biedermann; Deutschlands Bodengestaltung und ihr Einfluß auf die Culturverhältnisse des Landes, vom Professor Cotta; die neuesten Bewegungen auf dem Gebiet des Protestantismus, von Bröhle; Nord- und Süddeutschland in ihrem Verhältniß zur Einheit Deutschlands, von Paul Pfizger, und einige kleinere Aufsätze.

Verlag von **F. V. Herbig**. — Redacteurs: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Druck von **C. E. Elbert**.